

Erinnerung an Minister Dr. Arnold Roth

Autor(en): **Hardmeyer-Jenny, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573139>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerung an Minister Dr. Arnold Roth.

Mit fünf Bildern.

Nachdruck verboten.

Am 15. Januar 1902 feierte der schweizerische Gesandte in Berlin, Dr. Arnold Roth, das fünfundsiebenzigjährige Jubiläum seiner Tätigkeit in dieser Stellung. In Liebe und Verehrung sammelten sich die Glieder der Schweizerkolonie Berlins um den Vertreter ihres Heimatlandes, um mit ihm den Tag zu feiern; die Behörden der Eidgenossenschaft sprachen ihm im Namen des Landes den Dank aus, den es ihm schuldet; die amtlichen und auch nichtamtlichen Kreise der deutschen Reichshauptstadt, sowie das diplomatische Korps gaben ihm glänzende Beweise ihrer Hochachtung, und die Presse, sowohl die des Heimatlandes als die des Reichs, bei dem er dieses vertrat, sprach in Ausdrücken des höchsten Lobes über den Jubilar und brachte ihm ihre Wünsche dar. Es war dem schlichten, bescheidenen Mann zuviel

der Ehrung, sodaß er einem Freunde schrieb: „Ich bin von den unendlich vielen Beweisen des Wohlwollens beinahe überfüllt, so sehr, daß ich jedesmal kopfschüttelnde werde, wenn ich meinen Namen in der Zeitung sehe. An die siebenhundert Gratulationen in Form von Telegrammen, Briefen und Andenken jeder Art liegen auf meinem Schreibtisch und stehen und hängen in meinem Zimmer umher. Wie soll ich mich durch all' dies hindurchkämpfen? Ich bin ja dankbar dafür; aber es ist zu viel!“

Wie hätten nicht alle die, welche den Gefeierten umgaben, wie hätten namentlich die Freunde aus der Heimat, die herbeigeeilt waren, sich nicht freuen sollen über all die Anerkennung, die ihm zuteil wurde? Aber für die letzten mischte sich in diese Freude ein banges Gefühl: der vor wenigen Jahren noch frische und blühende Mann sah müd und matt aus. Er war um ein Jahrzehnt gealtert. Und doch

machte er sich, nachdem das Fest verrauscht war, wieder an seine tägliche Arbeit, seinen Untergebenen ein Muster von unentwegter Pflichttreue. Wie immer, so suchte er den vorletzten und den letzten Sommer in seinem ihm über alles lieben Heimatsorte, in Teufen, Erholung, und er kehrte jeweils etwas aufgefrischt nach Berlin zurück; die frühere Kraft aber erlangte er nicht mehr, und als in der vergangenen Karwoche Beklemmung der Atmungsorgane in vermehrtem Maße über ihn kam, da vermochte die gebrochene Natur dem Uebel nur ungenügenden Widerstand entgegenzusetzen. In später Abendstunde des 7. April schloß der edle Mann für immer die Augen, und am 13. wurde er auf dem Friedhof in Teufen zur ewigen Ruhe bestattet, nicht in einem Familiengrab, welches ihm bei Lebzeiten die Gemeinde für sich und seine Angehörigen angeboten hatte, sondern in der gewöhnlichen Reihe zwischen seinen Gemeindegemeinschaften, wie es ihn gerade getroffen. Das war sein Wille.

Es ist ein schönes, ein reiches Leben, das seinen Abschluß gefunden hat, ein Leben voll edeln Wirkens für das Vaterland, voll Liebe und Treue für die Familie, getragen von lauterem Sinn für alles Schöne und Gute, verschönt durch

eine alle Herzen gewinnende, republikanische Schlichtheit und Einfachheit, die sich auch vor den Höchststehenden der Welt nie verleugnete und sich ihnen gegenüber in solcher Ungezwungenheit und Natürlichkeit kundgab, daß sie ihm ihre Hochachtung und Sympathie in ungewöhnlichem Maße gewannen.

Minister Dr. Arnold Roth entstammte einer altangesehenen Familie Appenzell-Außerrhodens. Sein Vater war der im Jahr 1812 geborene Dr. iuris Johannes Roth von Teufen; seine Mutter, eine feingebildete, kunstsinrige, lebhaftige Dame, war die Tochter eines Herisauer Handelsherrn, des Präsi-

denten Schieb. Die geistige Veranlagung und die günstigen äußern Verhältnisse des Roth'schen Ehepaars machten die Ehe zu einer sehr glücklichen und das Haus zu einer Stätte edler geistiger Genüsse und nobler Gastfreundschaft. Nicht glänzend waren die Räume des Hauses, in welchen Minister Roth seine Knabenjahre verlebte; es war ein Appenzellerhaus mit niedrigen Stuben und der ganzen landesüblichen Anlage; aber heimelig waren die Räume und wohllich ausgestattet; auf den Gesimsen vor den Fenstern sah man Blumenstör, wie er dort gebräuchlich ist: Nelken, die über die geschindelnde Wand herabhingen, Lavendel und Geranien, wie sie auch vor den Fenstern der Nachbarhäuser prangten. Es glitzerten die blanken Fenstercheiben und das Messingbeschläge an Türen und Türen. Ohne Aufwand und ganz nach Appenzellerart war der Haushalt, sodaß der muntere Arnold und sein jüngerer Bruder Otto bei der einfachen Kost und in der reinen Bergluft gesund und rüstig heranwuchsen und aussahen wie Milch und Blut. So das Äußere des trauten Kreises, in dem Arnold Roth seine Knabenzeit verlebte.

Und nun die Einflüsse, die auf das Gemüts- und Geistesleben der beiden Brüder einwirkten? Da müssen wir auf den Vater und sein Wesen etwas näher eintreten. Wir tun es um so lieber, als wir bei Anlaß der Ehrung des Sohnes auch ihm die Ehre geben können, die ihm gebührt und die er vollauf verdient hat.

Dr. Johannes Roth hatte seine Studien in Berlin vollendet und kam, als der erste Appenzeller, der sich regelrecht der Jurisprudenz gewidmet hatte, im Jahr 1834 in die Heimat zurück. Er begann als Gemeindebeamter von Teufen seine öffentliche Laufbahn, die er dann, von Amt zu Amt steigend, bis an sein Lebensende (1870) gegangen ist. Anno 1844 wählte ihn die Landsgemeinde zum Landshauptmann, also zum Mitglied der Regierung. Da wollte es der Zufall, daß der mit ihm befreundete Professor Dr. Kaspar Bluntschli von Zürich zu ihm auf Besuch kam. Bei der damals aufs höchste erregten politischen Stimmung witterten einige radikale Heißsporne ein geheimes Einverständnis des Landshauptmanns mit dem konservativen Zürcher und seiner Partei. Man zieh ihn konservativer Neigungen, und er wurde — so schnell hatte sich das Blättlein gewandt — schon an der nächstfolgenden, der 1845er Landsgemeinde



† Minister Dr. Arnold Roth, Schweiz, Gesandter in Berlin.

aus der Regierung weggewählt. Nachdem aber die Wellen sich gelegt hatten, fand Dr. Roth die Gunst des Souveräns wieder, der ihn 1848 zum Landsäckelmeister, 1853 zum Landstatthalter und 1860 zum Landammann wählte, in welcher Stellung er, nach je einjährigem Wechsel mit dem „stillstehenden“ Landammann, lebenslang verblieb. Anno 1848, also gerade vor Torfschlus, war Dr. Roth noch zum Tagelagerungsgeandten gewählt worden, als der letzte Außer-Rhoder in dieser Stellung. Im Jahr darauf betraute ihn das Appenzellervolk mit der Vertretung des Kantons im Ständerat, welchem er bis 1858 angehörte; dann trat er in den Nationalrat über. In diesem Amte erfuhr er nochmals die Unbeständigkeit der Volkskunst, indem er 1860 aus dieser Behörde verdrängt wurde, um dann jedoch 1862 wieder mit dem Ständeratsmandat betraut zu werden. So viel über die amtliche Tätigkeit des würdigen Vaters von Minister Roth.

Daß in dem heranwachsenden Knaben schon früh durch den Vater und sein Wirken das Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten angeregt wurde, ist wohl außer Zweifel.

Landammann Roths Verdienste auf dem Wohltätigkeitsgebiet, das ihm am Herzen lag, genau zu zeichnen, ist schwierig; denn er wollte, was er in dieser Richtung tat, soviel als möglich geheim gehalten wissen; manches war nur wenigen bekannt oder auch nur einzelnen, die schon längst unter dem Haken liegen. Doch gibt schon das, was nicht verschwiegen werden konnte, einen Begriff von Vater Roths großartiger Freigebigkeit. Er gab mit vollen Händen und opferte für gemeinnützige Zwecke und für Arme und Notleidende einen ganz ansehnlichen Teil seines Besitztums, besonders für seinen Heimatsort Teufen. Die stattlichen Gebäude auf dem Teufener Hauptplatz, Gemeinde-, Pfarr- und Schulhaus, ließ er auf seine Kosten erstellen, ebenso einen Teil der prächtigen Straße nach St. Gallen, wie er auch für andere Straßenverbesserungen sehr bedeutende persönliche Opfer brachte. Im Sonderbundskrieg gab er dem Kommandanten des Appenzellerbataillons unbedingten Kredit behufs Fürsorge für die ärmere Mannschaft, unter der Bedingung, daß diese nicht erfahren sollte, wer der fürsorgende Geber sei. Als Freund der Musik war Vater Roth für die Pflege dieser Kunst opferwillig besorgt; er gründete und leitete selbst in seiner Gemeinde einen Männer- und einen gemischten Chor, alle Speise auf sich nehmend. Er berief zur intensiven Ausbildung der Sängereinen tüchtigen Berufsmusiker, den spätem Hofkapellmeister Rücken. Im Schul- und Armenwesen, in allen Zweigen des Gemeinde- und Landeshaushalts war der treffliche Mann tätig, und bei allen Schwierigkeiten konnten seine Mitarbeiter auf ihn zählen.

Im gleichen Sinn, für alles Schöne und Gute begeistert, wirkte und stand die Gattin ihm zur Seite.

Das war das Elternhaus Arnold Roths, ein Haus, wo alle guten Geister waliteten. Wo solche Einflüsse auf eine glückliche Naturanlage einwirken, da müssen herrliche Früchte reifen.

Arnold Roth absolvierte die Schulen seines Vaterorts, dann die des nahen St. Gallen, um hierauf seine akademischen Studien in Zürich zu beginnen, wo er in Familien, die mit der seinigen befreundet waren, zuvorkommende Aufnahme fand. Der Aufenthalt in Zürich war ihm über alles angenehm; hier schloß er zahlreiche Freundschaften, denen er unverbrüchlich treu blieb bis in die Tage des Alters hinein, bis zu seinem Lebensende. Er betätigte sich am musikalischen Leben der Stadt, genoß fördernden Umgang mit bedeutenden Persönlichkeiten, zu denen Wilhelm Baumgartner, Gottfried Keller, Professor Alexander Schweizer, Professor Denbrüggen gehörten. Überall war der hübsche und flotte, aber stets bescheiden auftretende Studiojus gern gesehen, und gar oft erfreute er die Freundes- und Kommilitonenkreise mit seiner hübschen Stimme und seinen lustigen Appenzellerliedern und -jodlern, die er in echt heimatlichem Tone, wenn es sein mußte, mit der eigentümlichen, näselnden Innerrhöder Nuancierung, zu singen verstand.

Gern führte er an Doppelfeiertagen und in der Ferienzeit diesen oder jenen Freund, oft auch mehrere zugleich, mit sich heim nach Teufen, wo man stets freundlicher und ungezwungener Aufnahme sicher sein konnte. Von dort aus wurden dann Ausflüge nach allen Richtungen gemacht, meistens aber hinein ins nahe Innerrhoden, und überall wurde das von „s Landammes Buob“ angeführte Tripplein mit Jubel begrüßt, der mit Jubel erwidert wurde. Man sah, wie die Leute dem jungen Manne überall gut waren. Seine ganze Kunst, sich dieses Wohl-

wollen zu erwerben, bestand darin, daß er sich in aller Natürlichkeit und ohne jegliche, auch nur die mindeste Präntion gab als einer der ihrigen. Diese Natürlichkeit und Bescheidenheit hat er in allen Lagen des Lebens beibehalten, und ihnen verdankte er zum großen Teil die ungewöhnlichen Erfolge im Umgang mit den Menschen, den am höchsten stehenden wie den bescheidensten.

Ramor, Hohenkasten, das Bildkirchli und auch der Säntis waren die Ausflugsziele. Im Flecken bot sich dann bei der Rückkehr die Gelegenheit, in munterer Innerrhodergesellschaft, in der die „Toneli“ und „Bischgeli“ nicht fehlen durften, noch eine gemütliche Stunde zu verbringen, wobei man bei lustigem Gespräch und heitern heimeligen Weisen in jugendlicher Lust sich des Lebens freute. Wer dabei war, vergißt diese Stunden nie.

Von Zürich ging Arnold Roth zur Fortsetzung seiner Rechtsstudien nach Heidelberg, wo er doktorierte. Intim standen dort zu ihm Bundesrat Zemp und der eidgenössische Kanzler Ringier. In die Schweiz zurückgekehrt, knüpfte er in Zürich den Faden seiner alten Freundschaften wieder an und trat beim Bezirksgericht Zürich als Auditor ein. Im Jahr 1860 übernahm er in Paris die Schweiz zurückgekehrt, knüpfte er in Zürich den Faden seiner alten Freundschaften wieder an und trat beim Bezirksgericht Zürich als Auditor ein. Im Jahr 1860 übernahm er in Paris die Sekretariatsstelle bei der schweizerischen Gesandtschaft, die bekanntlich damals Dr. Kern innehatte. Auf dem Gebiet der Diplomatie hat er von da an während voller vierundvierzig Jahre seine der Schweiz so nutzbringende Tätigkeit entfaltet und sich Verdienste erworben, die es erklären, daß eine wahre Volkstrauer bei seinem Hinschied sich kundgab. Er sah den Glanz des zweiten Kaiserreichs, seinen jähen Untergang aber sah er nicht mit an; denn 1869 war er heimberufen worden zur Uebernahme des Sekretariats des damals von Bundesrat Wetti geleiteten politischen Departements. Auch in Bern wurde er bald, wie früher in Zürich, zu einer überall beliebten Persönlichkeit. Im Departement lernte man die reichen Erfahrungen kennen, die er sich gesammelt, und man lernte sein klares, nüchternes Denken schätzen und seine leichte Art, sich in internationalen Dingen zurechtzufinden.

Seines Bleibens war aber auch in der Bundesstadt nicht lange; denn schon im nächsten Jahr veranlaßte ihn der Hinschied seiner Mutter, dem der des Vaters bald folgte, nach Teufen zurückzukehren und dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Das alte Geburtshaus war verschwunden; seine Eltern hatten sich im Alter noch das schöne, villenartige Haus erbaut, da, wo außerhalb des Dorfes die Straße in scharfem Winkel gegen Böhler hin abschwenkt. Die Lage des Hauses ist wunderlich. Die Front schaut über grüne Matten und bewaldete Höhen direkt nach dem Säntis hin, der von nirgends her so imponant, so monumental aufgebaut sich darstellt, wie von Teufen aus. Hinter dem Hause dehnen sich an dem Hange parkähnliche Gartenanlagen aus, die Arnold Roth, als er Besitzer wurde, arrondierte und die sein Stolz und seine Freude waren.

Es ist begreiflich, daß seine Gemeindegemeinschaften und Landesleute bald nach dem beliebten jungen Mann, dem Sohn des so beliebten Hauses, griffen und ihn mit Nennern und Würden betrauten. Die Landsgemeinde wählte ihn 1872 zum Landammann, nachdem er im Jahr zuvor zum Mitglied des Ständerats ernannt worden war. Anno 1875 wurde er Vizepräsident dieses Rats. Die gegenwärtige Verfassung Außerrhodens ist größtenteils sein Werk. Es war ihm eine wahre Herzenssache, das öffentliche Leben seines Ländchens so gestalten zu helfen, wie er es zu dessen Wohl zweckmäßig und auf der gegebenen Grundlage möglich hielt.

Beinahe schien es, als wolle der Landesvater, der die Mitte der Dreißig überhritten hatte (er war geboren im Januar 1836) Junggeselle bleiben. Es war einjam in dem herrlichen Heim; denn der Bruder wohnte schräg über der Straße drüben, im Haus der ehrwürdigen Großmama, einer Greisin tief in den achtzig Jahren. So konnte es wohl nicht bleiben; die Regierungsgeschäfte und -sorgen des Landes Appenzell-Außerrhodens konnten doch unmöglich die Seele eines lebensfrohen, rüstigen jungen Mannes ganz ausfüllen und sein Herz befriedigen. Er schaute um sich, und bald fand er seine Lebensgefährtin in einer geistreichen, lebhaften Zürcherin, Fräulein Mline Zollinger, die mit ihrem imponierenden, energischen und doch gütigen Wesen eine vortreffliche Landesmutter abzugeben versprach und — auf seine Ideen und Bestrebungen eingehend — es auch wurde.

In der Kirche zu Weilen am Zürichsee wurde das landammannische Paar von Appenzell an einem wunderschönen Maientag des Jahres 1873 von Pfarrer Heinrich Lang sel., einem Freunde des elterlichen Hauses der Braut, getraut, und die beiden gingen von da an in Liebe und Treue, eines das andere zweckmäßig

ergänzend, in jahrelang ungetrübtem Glück gemeinsam ihren so schön geebneten Lebensweg dahin. Ein glücklicheres Leben als das im Haus Landammann Roths in Teufen konnte man sich nicht denken. Es schien ihnen das Heim der sichere Port zu sein, aus dem sie sich nie wieder zu entfernen gedachten.

Da wurde 1876 Oberst Hammer, der die Schweiz bei der deutschen Regierung vertrat, in den Bundesrat gewählt. Wer sollte ihn in Berlin ersetzen? Der geeignete Mann war in Dr. Roth gegeben, und es wurde ihm durch einstimmigen Beschluß des Bundesrates der Posten angeboten. „Gehen wir oder bleiben wir?“ fragte man sich in Teufen. „Hier ist's so schön, uns fehlt ja nichts, und ersprießliche Arbeit füllt die Zeit des dörrlichen Abgeschiedenseins zweckmäßig aus.“ Dann war andererseits die Aussicht auf bewegteres Leben, auf geistige Genüsse, auf interessante Bekanntschaften verlockend, und bei Dr. Roth besonders die Betätigung auf dem Gebiete, in dem er eingeschult war, eine Betätigung, durch die er dem Lande wertvolle Dienste leisten konnte. Einleben würde er sich dort bald, meinte er, und ganz von Teufen trennen würde man sich ja auch nicht. Jedes Jahr gab es doch einen Sommerurlaub von drei Monaten; da kann man ja heimkommen. Man kann an Kisten und Kasten die Schlüssel stecken lassen, Haus und Garten treu bewährten Händen überlassen, und wenn man heimkommt, ist das Feuer auf dem Herd bald wieder angezündet. „Was die Kinder betrifft“, sagte man sich — zwei waren bereits erschienen — „so werden wir sie, wenn wir in Berlin brav schweizerdeutsch mit ihnen sprechen und sie jedes Jahr herbringen, trotz ihres Berliner-aufenthalts der Schweizerart erhalten. Hier in Teufen können sie dann mit den Dorfkindern auf der Gasse herumspielen, sie können heimatliche Luft atmen und sich an alles, was landesüblich ist, gewöhnen. Wir gehen!“

Und nun begann die Wirksamkeit Dr. Roths, durch die er sich in so eminentem Maße um unser Land verdient gemacht hat. Die Tagesblätter haben sie in den letzten Tagen in ausführlicher Weise besprochen, und zuweilen wurde auch im Lauf der Jahre bei den markantesten Episoden in hohem Maße anerkennend auf sie hingewiesen. Doch ist die stille kontinuierliche Tätigkeit des Verstorbenen, die er bei den vielfachen Beziehungen der beiden Länder in ungezählten Fällen eingesezt hat, in ihrer ganzen Bedeutung wohl nur den Protokollen des Departements in Bern und denjenigen der Gesandtschaft selbst zu entnehmen. Daß Roth das volle Vertrauen und die unbedingte Sympathie Kaiser Wilhelms I. und seiner beiden Nachfolger genoß, sowie beinahe jederzeit des ehrendsten Entgegenkommens der Kanzler und all derjenigen Instanzen sicher sein konnte, mit denen ihn die Geschäfte zusammenführten, verbanke er seiner Grabsheit, seiner Besonnenheit, seinem feinen Takt und seiner Festigkeit. Nie setzte er starre und rabiate Justizität dem zeremoniellen Wesen und den gesellschaftlichen Einrichtungen der Kreise entgegen, in denen er sich zu bewegen hatte, sondern er suchte durch höfliche Rücksicht auf diese seiner vornehmen Einfachheit Geltung und Anerkennung zu verschaffen, was ihm vollständig gelang. Und das Nämliche war auch bei seiner Gattin der Fall.

Den Schweizern allen, die in Berlin wohnten und Hunderten, die temporär dort weilten, war das Haus der Gesandtschaft eine gastfreundliche Stätte. Keine Mühe war dem Rothschen Paar zuviel, den Landsleuten behülflich und angenehm zu sein. Oft lernten diese daselbst interessante Persönlichkeiten kennen, und oft auch wurde ihnen Gelegenheit gegeben, wertvolle Verbindungen anzuknüpfen. Das Personal der Gesandtschaft hatte in Roth nicht den gestrengen Herrn und Meister, sondern den wohlwollenden Freund und einen Lehrherrn, den das väterlichste Interesse für jeden einzelnen bejeelte.

In hoher Achtung standen Roth und seine Gattin bei den Persönlichkeiten des diplomatischen Korps, die während der siebenundzwanzig Jahre in reicher Abwechslung an ihnen vorüberzogen. Kein Diplomat ist auch nur annähernd solange auf dem Berlinerposten verblieben, wie Dr. Roth.

Jedes Jahr kehrte die Familie für die drei Sommermonate nach dem ihr so lieben Teufen zurück, aufgenommen vom Wohlwollen der Leute des Dorfes und des ganzen Ländchens. Dort ließ sich's der Dahingeshiedene wohl sein, und wie wohl! Für Besuche stand die Türe seines Hauses weit offen; aber in seiner bequemem Sommerast ließ er sich nicht föhren, wie er auch die Besuchenden in keiner Weise hemmte oder ihnen Rücksichten aufzwang. Oft kam es vor, daß jedes sich den ganzen Vormittag auf eigene Faust die Zeit vertrieb, ausslog, der Ruhe

pfliegte, tat, was ihm beliebte, wie Roth es auch machte, und erst am Mittagsstich sah und unterhielt man sich gemeinsam, um dann vielleicht eine kleine Tour, eine Spazierfahrt zu verabreden oder auch nicht, wie es sich gerade fügte.

Für die Berliner-Appenzeller war der Teufener Sommeraufenthalt auch noch deswegen besonders angenehm, weil der Sohn, der jetzige Dr. iuris Hans Roth, von den Schulen oder von der Universität herkam und weil Professor Otto Roth, der einzige Bruder des Ministers, dort ebenfalls mit seiner Familie die Ferien zubrachte. Man rief sich aus den beiden verwandten Häusern an, und es war ein heimeliges Hin- und Herüberhütschen über die Straße, oft nur barhäuptig und im Hauskleid, der einen zu den andern, in trauter Familiarität. Man hatte das Gefühl: So, nun sind wir alle wieder beisammen!

Wertvoll war für Roth jeweilen der Tag, an dem der Bundesrat seine in der Schweiz auf Urlaub weilenden Vertreter um sich sammelte und mit ihnen in froher Geselligkeit gemüthliche Stunden verbrachte, meistens nicht in einem der fashionablen Hotels in Bern oder Interlaken, sondern in einem der trefflichen bernischen Landgasthäuser, in Schwarzenburg, in Langnau oder sonstwo im Gemmental pour se retremper im richtigen, altehrenwerten Schweizertum. In diesem Kollegium war Roth mit der Zeit der Doyen geworden, wie er längst schon als der Erfahrenste der bewährte Berater des Bundesrats in internationalen Angelegenheiten war. Was war da nicht alles zu hören aus all den Zentren der hohen Politik, und wie mancher Scherz, wie manches heitere Erlebnis wurde da erzählt, an dem man seine Freude hatte — Roth, der für dergleichen empfänglich war und dafür ein treffliches Gedächtnis hatte, nicht am wenigsten!

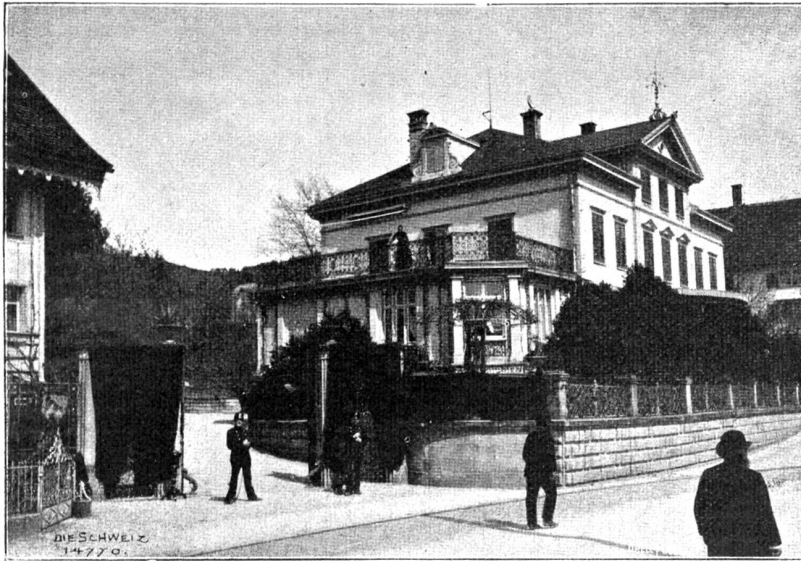
Gegen den Herbst hin, wenn man in Teufen vor hohen fremden Besuchern sicher war, sodas man sich ländlich ungeniert konnte gehen lassen, zogen auf freundlichen Wink hin Familienglieder und einheimische Freunde aus frühern Zeiten in das gastliche Haus ein, und man verlebte zusammen einige frohe Tage. Den Säntis ließ man mit der Zeit Säntis sein, man freute sich, ihn von ferne herzlich zu grüßen; man begnügte sich mit Touren nach Speicher und Trogen, nach Gais und dem Stoß, nach Appenzell und Weißbad und erinnerte sich dabei früherer Zeiten, lebte und schwebte in alter Gemüthlichkeit.

Dann kam die Trennung; am gastlichen Haus wurden die Läden geschlossen, und bald saß unser Gesandter wieder an seinem Schreibtisch draußen in der deutschen Hauptstadt, machte und empfing Besuche, sorgte und schaffte in unwandelbarer Treue, und hin und her schoß emsig das Schiffchen zwischen Berlin und Bern, das an den Banden der guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern wob.

Nichts Höheres kannte Dr. Roth, als seinem, ihm von Herzen lieben Vaterland zu dienen und dessen Interessen zu fördern, und dabei war er glücklich, um so glücklicher, als ein beneidenswertes gesegnetes Familienleben ihm beschieden war.

Da traf Dr. Roth und seine Gattin, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, ein entseztlicher Schlag. Mit Oberst Künzli und Nationalrat Odier war er zum Friedenskongreß nach dem Haag abgeordnet. Es war im Sommer 1899. Bei des Vaters Anwesenheit in Holland weilte seine jüngere Tochter auch dort, und zwar bei Bekannten in Haarlem. Da England so nahe war, wo sie eine liebe Freundin hatte und wohin sie schon lange gern gegangen wäre, erbat sie sich die Erlaubnis hinüberzufahren. Froh verreiste sie, nachdem die Haarlemer Freunde für Reisekarten und alles freundlich vorgesorgt hatten. Der Vater, der ihr anempfohlen, ihm gleich nach ihrer Ankunft telegraphischen Bericht zu senden, erwartete umsonst das versprochene Telegramm.

Im „Genfer Journal“ erzählt Herr Odier hierüber: „Wir saßen, Roth, Künzli und ich — es war ein Samstagabend — in einem Restaurant zu Scheveningen. Während des Essens sagte uns der Gesandte, er sei erstaunt, von seiner Tochter, die am Donnerstag nach England abgereist sei, noch keine Depesche erhalten zu haben, die ihre glückliche Ankunft melde. Ich höre noch den väterlichen Ton, sehe noch das nachsichtige Lächeln, mit dem er hinzufügte: „Unsere lieben Kinder sind sich nicht immer des Wertes bewußt, den die Eltern darauf setzen, von ihnen Nachricht zu erhalten.“ Ach, der arme Vater war weit davon entfernt, den schrecklichen Grund dieses Stillschweigens zu ahnen! Die junge Reisende befand sich, um nach Wiesbaden zu fahren und sich dort einzuschiffen, in einem Zug, dem infolge un-



Wohnhaus des † Herrn Minister Roth in Teufen (Phot. Schalh & Ebinger, St. Gallen).

zulänglicher Bremsung im Bahnhof Bliesingen ein furchtbarer Unfall zustieß. Fräulein Roth hatte allein in einem Coupé an der Spitze des Zuges gesessen; der Kondukteur, der sie hier plaziert hatte, war bei dem Unfall umgekommen, und so blieb das Mädchen als Leiche viele Stunden unentdeckt unter den Trümmern liegen. Erst nach zweimal vierundzwanzig Stunden erhielt der bedauernswerte Vater Kunde von dem Unglück. . .

Die arme verunglückte Tochter war der Sonnenschein des Hauses gewesen. Sie war einfach, natürlich, ohne irgendwelche Präntension, wie der Vater, und dabei ein frisches Appenzellerkind, voller Humor und jugendlichen Hebermuts. Sie sang Appenzellerlieder und jodelte und scherzte, als ob sie nie von zu Hause fort gewesen wäre. Von ihrer Herzengüte wissen viele Leute in Teufen zu erzählen, wo sie sich darin gefiel, als eine kleine Fee Gutes zu tun und diesem und jenem armen und geplagten Menschenkind für eine Weile des Lebens Last ab-

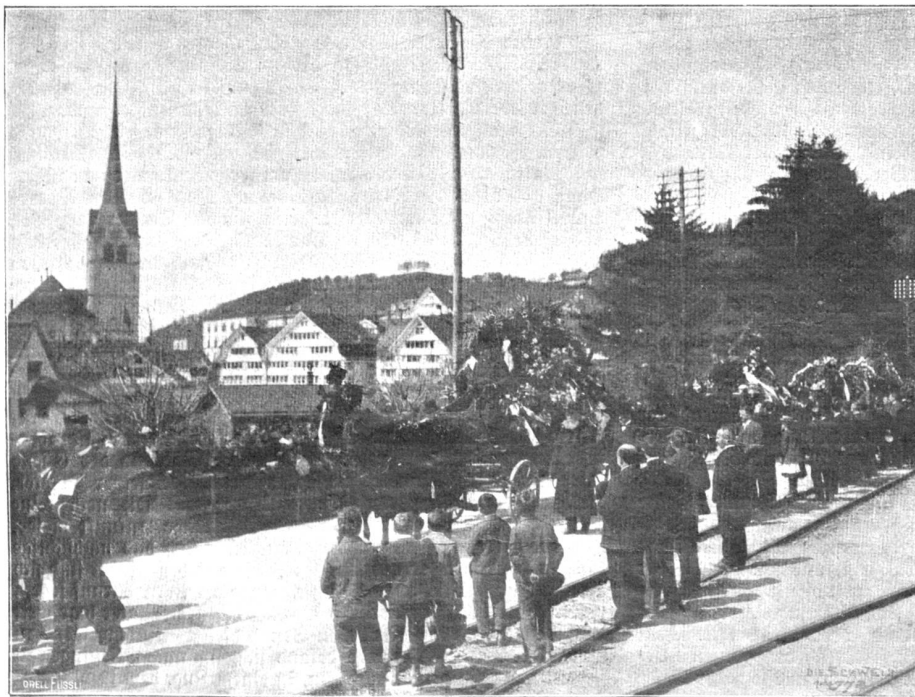
zunehmen. Der Schlag war für die Eltern und die Geschwister niederschmetternd. Wer sich, um des Jammers der Seinen willen, vor ihnen stark und aufrecht erhielt, das war der bis ins Innerste der Seele verwundete Vater. Andern gegenüber ließ er sich eher gehen, und in abgebrochenen Worten, mit tränenfeuchten Augen gab er etwa die bange Befürchtung kund: „Und wenn sie die lange Nacht hindurch doch noch gelebt hätte, unter den Trümmern, fern von den Ihrigen, allein, von aller Welt verlassen, oder eine Stunde, eine halbe Stunde nur?“ Wenn auch der ärztliche Befund mit Bestimmtheit dahin lautete, daß der Tod urplötzlich müsse eingetreten sein, so drängte sich den armen Eltern in ihrem bangen Sinnen und Denken über das schreckliche Ereignis doch immer und immer wieder die verhängnisvolle und schmerzliche Frage auf.

Die damals schon etwas wankende Gesundheit des Vaters erlitt durch den erbarmenswerten Hingang des lieben Kindes einen Stoß, der sie vollends brach und ein langjames, von schmerzhaften Leiden begleitetes Schwinben der Kräfte und nun das Ende herbeiführte. Ganz froh und heiter war Dr. Roth von da an auch in gesundheitlich ganz leidlichen Tagen nie mehr. Wie trübes Gewölk zog es dahin über sein von Natur so sonniges Wesen. Dem Andenken des Kindes weihte er, gewiß nicht ohne seines Vaters und der Tradition des Hauses zu gedenken, eine großartige Schenkung. Zur Ausgestaltung und Vergrößerung der Teufener Waisenanstalt schenkte er und seine Gattin hunderttausend Franken und eine Summe, die ebenfalls in die Tausende ging, zum Ausbau des Gemeindefrankenhaus. So sicherte Dr. Roth seiner armen Fanny, der ihr Heimatsort so lieb gewesen, daselbst eine dankbare Erinnerung für alle Zeiten.

Dem Rat der Aerzte folgend und dem Drängen der Seinigen nachgebend, ging Dr. Roth auf Wochen nach dem Süden, und er weilte in Ems, in Baden-Baden, zu längerem Kuraufenthalt; aber das Uebel schritt vor. Er ertrug es mannhaft, ohne zu klagen, ohne die gängstigten Seinen noch mehr zu ängstigen.

Es wollte Abend werden, und leider war dieser Abend kein lichter und heiterer, wie er ihn so sehr verdient hätte; denn zu der Trauer um die jüngere Tochter gesellte sich schwerer Kummer über den Gesundheitszustand der ältern. Seit Monaten war und ist sie als schwer krank in einem Privatkrankenhaus in Zürich in ärztlicher Behandlung, und den Eltern bangte vor der chirurgischen Operation, der sie sich unterziehen mußte. Diese ist glücklich vollzogen worden; allein ins väterliche Haus zurückkehren konnte sie noch nicht, und seit Monaten hatte der Vater sie nicht mehr gesehen und ist fern von ihr dahingeschieden.

Da verschlimmerte sich vor wenigen Wochen Dr. Roths Zustand infolge einer Erkältung. Die Atemnot steigerte sich, Fieber und Entzündung kamen hinzu, und am 7. April abends trat der Tod an sein Leidenslager, der erste Freund, und führte ihn hinweg, der Hei-



Bestattung des Herrn Minister Roth in Teufen: Leichenwagen (Phot. Schalh & Ebinger, St. Gallen).

mat zu. Wer in der Schweiz sollte hievon nicht voller Behmüt gelesen haben?

Und nun, was machte den Mann allen, mit denen er in Berührung kam, so lieb, was zog ihm die Sympathie aller zu, in deren Gesellschaft er sich befand? Unterhaltungsgabe? Diese war angenehm bei ihm, nicht auf Effekt berechnet, nicht feuerwerkartig = brillant. War es der Witz, der Humor? Er besaß sie beide; er mußte kein Appenzeller gewesen sein; aber er ließ sie nur selten spielen und immer nur an geeignetem Ort. Satire? Er hütete sich davor stets; sein Urteil war nie jarfastisch und beißend, es war mild und immer gerecht. Nein, was an ihm fesselte, das war sein merkwürdig harmonisch angelegtes Wesen und dazu sein freundlicher Blick, der wohlwollende Ausdruck seiner Züge, die einnehmende Stimme. Dann war bei ihm alles Maß und Ziel, aber nicht von ihm angestrebtes, sich vorgezeichnetes Maß und Ziel; es gab sich von selbst, es war ihm angeboren.

In beneidenswerter Weise war Dr. Roth von Jugend an der Weg durchs Leben geebnet; allein er stürmte nicht, wie es viele in seiner Lage tun, ungestüm diesen dahin. Er schritt voran in weiser Mäßigung. Niemand rannte er über den Haufen, und, wenn ihm einer nicht auswich, wich er ihm aus, immerhin unter Wahrung seines Rechts der Passage; traf er auf einen, der gestraucht war, so bot er ihm freundlich die Hand, damit er sich wieder aufrichte, und mit manchem ist er froh scherzend und plaudernd eine Strecke dahingezogen und ist ihm, wenn er ihm zulagte, wohlwollend geblieben und herzlich treugesinnt, lebenslang.

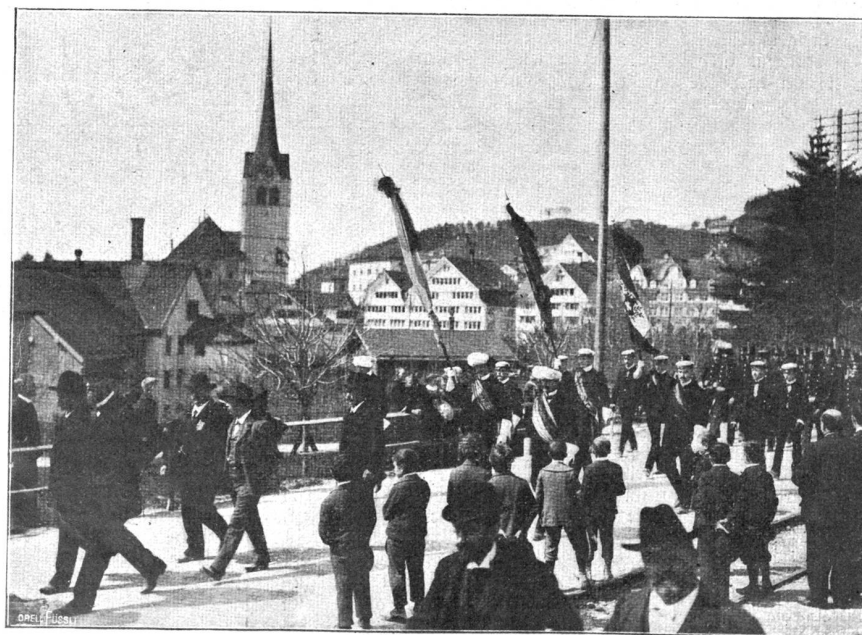
Und wodurch gewann er in seinem amtlichen Wirken sich in so hohem Maße die Zuneigung des Appenzellervolks, der nur diejenige gleichkam, welche die Glarner ihrem Landammann Joachim Heer sel. gezollt haben? Diese unbedingte, vertrauensvolle Zuneigung erwiesen ihm seine Landsleute, weil er als Landammann durch seine Reden den Landsgemeinden eine hehre Weihe zu geben verstand und weil er im amtlichen Wirken, bei Verfassungsfragen sowohl als in der Verwaltung und den täglichen Geschäften in strikt freisinniger Auffassung nur das Wohl des Landes und des einzelnen Bürgers und niemals etwas anderes ins Auge faßte. Und was er anstrebte, das wußte er allen, auch den Einfachsten im Volk, verständlich und verständlich vorzulegen und mitzuteilen.

Und das Schweizervolk, warum bewies es dem Dahin-



Bestattung des Herrn Minister Roth in Teufen: Bundespräsident Comtesse und Bundesrat Brenner etc. mit den Herren vom Diplomaten-Korps (Phot. Schach & Ebinger, St. Gallen).

geschiedenen jederzeit so hohe Verehrung, die namentlich in den Tagen seines Hinschiedes und der Bestattung zu großartigem Ausdruck kam? Das Volk sah in ihm seinen wahren und wirklichen Vertreter, sein eigen Fleisch und Blut. Seine Einfachheit und Schlichtheit, sein nüchternes Denken, seine Gradheit und Wahrheit waren Eigenschaften nach des Schweizervolkes Sinn. Und all die Ehre, die ihm zuteil wurde, mochte es ihm herzlich gönnen, fühlte es sich dadurch doch selber geehrt. Ja, es hat auch trotz des Art. 12 der Bundesverfassung nicht den mindesten Anstoß an dem Andenken genommen, das ihm Kaiser



Bestattung des Herrn Minister Roth in Teufen: Vertreter von Studentengefangsverein und Zofingia Zürich (Phot. Schach & Ebinger, St. Gallen).

Wilhelm in Luzern sozusagen in die Hände spielte, als am 2. Mai 1893 die Begegnung zwischen diesem und dem Bundesrate stattfand, bei welchem Anlaß Dr. Roths Hand im stillen die Festlichkeit leitete.

Bei der Abreise des Kaisers stand Roth mit Bundespräsident Schenk und den Bundesräten Frei und Lachenal zum Abschiedsgruß vor dem Wagen, den der Kaiser und die Kaiserin schon bestiegen hatten und der auf dem Punkt war, abzufahren. Da rief der Kaiser, auf der Wagentreppe sich vorneigend: „Roth, bitte einen Augenblick!“ und winkte ihn zu sich her. Wie dieser herantrat, überreichte ihm der Kaiser ein kleines Päcklein: „Zum Andenken an den schönen Tag!“ fügte er bei. Roth mußte das kleine Ding annehmen, wenn es nicht auf den Boden fallen sollte. Ein Pfiff, und der kaiserliche Wagen setzte sich in Bewegung, um stadt- und landabwärts dem Norden zuzufahren. Da stand nun der Oberdiplomatschweizerischer Eidgenossenschaft mit dem kaiserlichen Päcklein in der Hand und dem Artikel 12 der Bundesverfassung im Kopf, und neben ihm der Bundespräsident mit seinen zwei Kollegen: „Meine Herren,“ jagte Roth, „Sie sahen, wie es gegangen ist. Was sollte ich tun? Annehmen oder fallen lassen?“ „Annehmen, selbstverständlich!“ sprach Herr Schenk, und die Kollegen stimmten ihm bei. Bei der Enthüllung zeigte es sich, daß das Päcklein ein elegantes Etui enthielt mit einer goldenen Zigarettendose. Man kam in „stehender Sitzung“ überein, daß hier von einem Geschenk im Sinne von Artikel 12 keine Rede sei. Nun erst betrachtete sich Roth als Eigentümer der Dose, und erst jetzt rauchte er mit Verhigung die erste Zigarette daraus.

Seinen Bediensteten gegenüber war Dr. Roth von großer Freundlichkeit; waren sie treu gegen ihn, so war er es nicht minder gegen sie; sie kannten seine teilnehmende Art und liebten ihren milden und gütigen Herrn.

Im Hause Dr. Roths sprachen Eltern und Kinder zusammen meistens schweizerdeutsch, woneben sich freilich jedes

im Umgang mit Nichtschweizern des reinsten guten Deutsch besitz und zu besleihen angewiesen war. Minister Roths Schweizerdeutsch war im Gespräch mit dem Gros seiner Landsleute infolge seines längeren Aufenthalts in St. Gallen, Zürich und Bern sowie des „Zürütüsch“ der Gattin etwas interkantonal angehaucht; im Kanton der Heimat aber sprach er das urchtigste Appenzellerdeutsch. Er kannte dessen Feinheiten und drollige Eigentümlichkeiten bis ins Kleinste hinein; es waren für ihn liebe Heimatslaute, die er mundartlich so korrekt handhabte, als ob er nie andere Straßen gewandert wäre als die zwischen Heiden und Schönengrund.

Der Familie war Dr. Roth alles. Vieler Worte bedarf es da nicht; die wenigen, die uns die ihn beweinende Gattin in edler Fassung schrieb: „Für uns gilt es nun, zu lernen, wie wir ohne ihn leben können!“ sie sagen mehr als genug.

Wir unterlassen es, näher auf die so reichen Beweise der Hochachtung einzutreten, die dem Andenken dieses Mannes nach dem Herzen des Volks zuteil wurden. Im ganzen Land, überall, bis hinauf in die Berggüthen, las man mit inniger Teilnahme, was die Tagespresse darüber berichtete.

Feierlich war der Trauergottesdienst in der Matthäuskirche in Berlin, und die Teilnahme dabei war eine den Dahingegangenen wie sein Vaterland in ungewohntem Maße ehrende. Als dann die Appenzeller voller Ehrerbietung und stiller Wehmut ihren alten Landammann in der Heimaterde zur Ruhe betteten, lag heller Frühlingssonnenschein über ihrem schönen Bergland, vielberühmt und, was entschlafen war, zu neuem Leben wachend.

Die großartige Kundgebung in Teufen war die öffentliche, aus tiefster Volkseele kommende dankbare Anerkennung urchtlichen Sinnes, echter Bürgertugend und glühender Vaterlands- liebe — nein, es war mehr, es war die Apotheose edler, reiner Menschlichkeit! Vale, anima candida!

J. Hardmeyer-Jenny, Zürich.

Casanova in der Schweiz.

Nachdruck verboten.

Nirgends spiegelt sich die Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts besser wieder als in den großen Abenteurern, die dieses Jahrhundert besaß und die das Produkt seiner zersetzenden Tätigkeit waren. Seine Politik, intrigant und abenteuerlich, meist hinter Weiberrücken versteckt, war ein willkommenes Fahrwasser für alle diejenigen, die gerne im Trüben fischten und zwischen allen Untiefen der Kabale als geschickte Lotsen oft genug zum Ziel gelangten, wo die ehrliche Kraft zu ihren Günstigen schon längst gescheitert war. Wer nur ein bißchen in der Welt herumzugeschnitten hatte und sich geschickt in alle Lagen finden konnte, war ein gemachter Mann. Die namentlich von den romanischen Völkern ausgehende Immoralität lieb noch geschäftig den dunkelsten Ehrenmännern die Hand, um sie durch ein Hintertürchen hoffällig zu machen, wenn immer sie eine trübe wirre Politik noch mehr trüben und verwirren konnten und die Wünsche der Herrschenden durch unlaunere Geschäfte, sei es in Geld oder in Weibern, zu befriedigen verstanden. An dem Rocksaum der fürstlichen Maitresse hing genug Schmutz, dem der Weg bis in die fürstlichen Gemächer gebahnt wurde, um dort bald die Oberhand zu gewinnen. Und die Genußsucht schrie nach Geld. Die Genußsucht, die philosophisch im größten Materialismus endete, warf sich trotz diesem dem dümmsten Aberglauben und Goldmacherwindel der St. Germain und Caagliostro in die Arme, welche Hochstapler ein ganzes Heer gelehriger Schüler nach sich zogen. Die ganze ökonomische wüste Staatswirtschaft, auf Augenblickserfolge angewiesen, wobei freilich reiche Brocken für den abfielen, der sie aufzufangen verstand, war für diese Abenteurer ebenfalls wie geschaffen, in dessen ehrliche Arbeit dem Glend zuwannte. Aber, was die eine Kultur geschaffen, zerstörte die andere schnell. Mit der Postkarte fielen auch diese Abenteurer; der Dampf und die Elektrizität haben sie unschädlich gemacht. Sie waren die wirklichen Vertreter der Romantik, die literarisch erst viel später ihren Ausdruck gewann, und es ist merkwürdig genug, daß die Memoiren Casanovas, der nun fast der Typus eines Abenteurers geworden ist, mit Brochhaus zuerst Tieck in die Hände gekommen sind, der sich auch gleich begeistert darüber äußerte: „Nicht ich nur noch mehr und alles

im Zusammenhange lesen können! Der Mensch ist ganz verrückt, aber sein Leben und die Art, es darzustellen, höchst anziehend. Ich täte gerne etwas für dieses Buch.“

Die schlimme praktische Tätigkeit dieser Abenteurer liegt längst hinter uns, und wir verdanken denen, die sich literarisch geäußert, oft genug die wertvollsten Beiträge zur Sittengeschichte, so auch Casanova, dessen Memoiren ein gründlicher Gelehrter wie Barthold einst ein Werk der ersten Klasse genannt hat. So sei denn verstatet, hier Casanovas Memoiren für die Zeit, die er in der Schweiz verbrachte, in kulturgeschichtlicher Hinsicht zu betrachten.

Zum ersten Mal kam Casanova 1747 nur flüchtig auf Schweizerboden, und zwar in Genf, wo er indes mit seiner historischen Persönlichkeit zusammentraf. Dreizehn Jahre später betrat er in wilder Flucht im Frühjahr 1760 die Schweiz abermals. Er war in Stuttgart wegen Nichtbezahlung hoher Spielschulden eingesperrt worden, hatte sich jedoch mit Hilfe seiner Freunde befreit. Mit reichen Mitteln versehen traf er über Tübingen und Schaffhausen in Zürich ein, wo er im „Schwert“ abstieg. Wider Willen war er in die Schweiz verschlagen worden, wo er nichtsdestoweniger bald Triumphe feiern sollte. Die Schweizerstädte mit ihrer damaligen aristokratischen Gesellschaft, die auch politisch, schon wegen der Schweizer Miettruppen, französischem Wesen zuneigte, war für die Unternehmungslust des Abenteurers wie geschaffen. Allerdings erstickte überhaupt vorderhand die Welt für ihn nicht, da er, einem furchtbaren Schicksal glücklich entronnen, ein wenig in sich ging und sogar nach einem Besuch in Maria-Ginsiedeln Mönch werden wollte. (Hier passiert Casanova eine kleine Ungenauigkeit, indem er vorgibt, er habe von Zürich nach Maria-Ginsiedeln nur etwa zwei Stunden zu Fuß gebraucht, was natürlich ganz unmöglich ist). Doch der freundliche, weltkluge Abt gab Casanova noch eine Bedenkzeit, die dieser auch glücklich benützte, um seine alte Lebenslust wiederzufinden. Vielleicht war es Zürich, das, wenn auch wohl die deutsche Stadt der Schweiz, sich doch in ziemlich philisterhaften Formen der bürgerlichen Gesellschaft bewegte und Casanova melancholisch machte. Dieses